

Gott weiß es. Aber alle sind sich darin einig, daß den Prediger des Kreuzzuges der Güte einerseits eine tiefe Überzeugung beseelt und daß er andererseits durch seine Art, das Evangelium zu verkünden, dieses wirklich als das Buch vom Himmel und das Buch von der Erde zugleich begreifen läßt.

Reform der Liturgie zur Erfüllung der modernen Missionsaufgabe

In der Auseinandersetzung, ob die liturgische Bewegung mehr die Hochformen der Liturgie mit Choral und Latein oder aber die seelsorglichen Bedürfnisse in einer stark entchristlichten Welt vor Augen haben soll, hat P. G. Michonneau, einer der ersten Mitarbeiter der „Mission de Paris“, in einem Artikel der belgischen Zeitschrift „La Revue Nouvelle“ (September 1949), betitelt „Liturgie Missionnaire“, das Wort ergriffen. Ob man nun seinen sehr energisch vorgetragenen Auffassungen zustimmt oder nicht, jedenfalls verdienen seine Ausführungen die Aufmerksamkeit all derer, denen die liturgische Bewegung ein großes Anliegen ist.

Als einem Pfarrer einer stark entchristlichten Gemeinde steht P. Michonneau das religiöse und sittliche Elend der Menschen als so dringender Appell vor Augen, daß er seinen allerersten Auftrag in der Bekehrung der Massen sieht. Von diesem Gesichtspunkt aus erfolgt eine Rangordnung der Werte. Was hiezu förderlich ist, wird aufgenommen und als wertvolles Mittel in die Seelsorge eingebaut. Unter diesen Mitteln nimmt nun die Liturgie einen vornehmen Platz ein, bleibt aber trotzdem nur ein Mittel der Seelsorge.

Angesichts der heutigen seelsorglichen Lage ist P. Michonneau der Meinung, daß Liturgie nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden dürfte, denn für den Missionar heißt, Gott die Ehre geben, nicht einen unmittelbar auf Gott gerichteten, streng festgelegten Kult zu pflegen, sondern die Seelen für das Göttliche aufzuschließen und zur Vereinigung mit Gott bereit zu machen, so daß sie eines Tages selbständig und freiwillig ihr Ja zum Glauben sprechen. Es ist dies eine viel schwierigere Aufgabe, als eine liturgische Gemeinschaft im traditionellen Sinn des Wortes aufzubauen. Mit einem noch so gut geschulten Chor, der den Gregorianischen Choral vorträgt, mit noch so tadellos ausgeführten liturgischen Gottesdiensten, mit noch so großer Anteilnahme und Freude des Kirchenvolkes an dieser Entfaltung von Schönheit in Gebeten, Gesängen und Riten wäre noch keine missionarische Arbeit geleistet. Denn auf diese Weise wäre der Anziehungspunkt der Gläubigen ins Innere des kirchlichen Raumes verlegt worden statt nach außen. Das kirchentreue Volk würde sich dadurch um so mehr von jenen anderen abschließen, die nicht in die Kirche kommen, die aber doch auch der priesterlichen Sorge anvertraut sind. Alle Energie des Priesters und der praktizierenden Katholiken muß auf das riesige Elend der Seelen um uns herum gerichtet werden. Den Gläubigen darf nicht ein Christentum der Zufriedenheit gepredigt werden, sondern die Predigt soll sie mit heiliger Unruhe und missionarischer Leidenschaft erfüllen. So betrachtet, gehen alle Energien, die für die Schönheit des Kultes aufgewendet werden, der Missionsarbeit verloren, ja Pater Michonneau geht sogar

noch einen Schritt weiter, indem er das Wohlbehagen, das durch den Anblick und das Anhören von so viel Schönheit hervorgerufen wird, als Gefahr bezeichnet, indem es die missionarische Unruhe dämpfen könnte. Er gibt zwar zu, daß das Gebet unvergleichlich mehr vermag als alle unsere Bemühungen und daß die Liturgie imstande ist, die Seelen zu vertiefen. Aber gleichzeitig weist er darauf hin, daß sich Gott eben unserer Bemühungen bedienen will und daß es, wie es sich aus der Praxis ergeben hat, kaum möglich ist, in beiderlei Sinn zu wirken. Ist nicht alles missionarische Bemühen, alle Sorge um die verlorenen Schäflein und die Hebung ihres Milieus ebenso Dienst Gottes wie der Kult im Innern des Heiligtums?

Um also die erste und wichtigste Aufgabe zu erfüllen — die Bekehrung der Massen —, muß die Liturgie so an das Volk herangebracht werden, daß sie ihm Weg zum Licht wird.

Im folgenden nennt P. Michonneau unerläßliche Voraussetzungen für eine populäre Liturgie, wie sie auf Grund der tatsächlichen Lage festgestellt werden können. Er will damit nicht persönliche Forderungen aufstellen und Änderungen treffen, weil darüber die Kirche allein verfügen kann. Er will nur als Priester an vorgeschobenem Posten die zentralen Stellen über die seelsorgliche Lage jener informieren, die ihm anvertraut sind.

Als erstes Erfordernis nennt P. Michonneau eine gewisse Berücksichtigung des ungeschichtlichen Denkens des Volkes, seiner besonderen Bestrebungen und Neigungen. Der Arbeiter und Angehörige eines mittleren Bildungsniveaus denkt im allgemeinen nicht geschichtlich. Der heilige Paulus bedeutet ihm nicht mehr als die Kleine heilige Theresia, und die Urkirche steht auf derselben Ebene wie das Mittelalter. Daher macht z. B. auch die Anführung römischer Heiliger im Kanon der Messe kaum Eindruck auf ihn. Während ihn das Weihnachtsfest z. B. stark anspricht, sagt ihm das Dreikönigsfest gar nichts. Das Volk würde sehr gut ein Fest des Friedens oder der christlichen Einheit, der Liebe zu den Armen verstehen. Könnte man nicht den christlichen Ideengehalt, der darin liegt, in der Liturgie auswerten?

So wenig das Volk an die Vergangenheit denkt, so sehr ist es auf die Zukunft, und zwar auf eine bessere Zukunft ausgerichtet. Könnte da nicht dieses Bemühen um eine bessere irdische Welt durch das oft stark Eschatologische in der Liturgie — die Aussicht auf das ewige Reich — unterstützt werden? Die Adventzeit könnte von diesem Gesichtspunkt her völlig neu belebt werden.

Intellektuelle Argumente haben im allgemeinen keine Anziehungskraft für das Volk, dafür hat es aber eine größere Neigung zu äußerer Aktivität. Die Menschen wollen nicht Schüler sein, die sich niedersetzen, um einem Meister zuzuhören, sondern selbst beim Gottesdienst mitwirken, aber durch wirkliche Handlungen, die etwas bedeuten. Es müßten sicherlich jene liturgischen Gesten und Haltungen revidiert werden, die aus der Zeit stammen, da man Kaiser anbetete und vor heidnischen Tempeln Weihrauch verbrannte, die dem modernen Menschen jedoch nicht viel zu sagen haben.

Trotz des starken Einflusses des Materialismus auf das Volk ist immer noch ein religiöses Bedürfnis, wenn auch oft nur latent, vorhanden, was sich in einer großen Aufgeschlossenheit für das Religiöse zeigt. Allerdings muß zuerst eine religiöse Atmosphäre geschaffen werden, und dies geschieht am besten durch eine entsprechende Formung des

Gemeinschaftsgebetes. Ein Gebet, das Leben in sich trägt, wirkliche Anliegen, Sehnsüchte und Sorgen ausspricht, wird ein großer Trost gerade für jene Menschen sein, die in der Unsicherheit ihrer Lebenslage so sehr nach Geborgenheit und Frieden verlangen. Sie werden um so inniger dabei sein, je mehr man ihrer erst langsam sich festigenden Überzeugung durch gemeinsames Beten und Singen Ausdruck geben läßt.

P. Michonneau ist ferner der Ansicht, daß unsere modernen Kirchen, so wie es in der Urkirche und im Mittelalter der Fall war, wieder Ausdruck der gemeinsamen lebendigen Glaubensüberzeugung sein müssen und daher nicht von Architekten erbaut werden können, die keine wirklichen Christen sind. Bei dem heutigen so weit vorgeschrittenen Zustand der Entchristlichung des Volkes sollten zunächst nur provisorische Versammlungsorte entstehen, bis das Volk wieder christlich geworden ist und dann aus diesem Empfinden heraus den richtigen Stil und das entsprechende Baumaterial finden wird.

Auch eine Anpassung der liturgischen Sprache an das moderne Empfinden ist erwünscht. Die Sprache ist wesentlich Ausdruck des Lebens, des Gefühls, der Geschichte. Es ist daher begreiflich, daß das Lateinische als tote Sprache, die noch dazu viel orientalisches Gedankengut enthält, die Gläubigen nicht mitreißen kann. Hier kann eine bloße Übersetzung, vor allem eine bloß wörtliche Übersetzung oft schädlicher sein als der lateinische Text. Das betrifft z. B. manche Anrufungen der Lauretanischen Litanei, wie „Gefäß der Andacht“, aber auch Ausdrücke wie „Duft der Lieblichkeit“, „mildester Vater“ usw. P. Michonneau verweist in diesem Zusammenhang auf die Übersetzungen von Abbé Godin, der vielleicht in manchem zu weit gegangen ist, aber trotzdem unvergleichlich mehr für das Verständnis liturgischer Texte geleistet hat als die Bemühungen vornehmerer Meßbücher, die in erster Linie eine wörtliche Genauigkeit anstrebten.

Ausgehend von der Tatsache, daß wir heute auch in Europa weitgehend Missionsland vor uns haben, müßte, so meint P. Michonneau, in jenen Gebieten eine Art „Paraliturgie“ eingeführt werden; auch das kanonische Recht ist für die christlichen Länder nicht das gleiche wie für die Missionsländer. Eine einheitliche Liturgie als großartiges Symbol der Einheit der Kirche, die alle Verschiedenheiten der Rassen und Völker überbrückt, kann nur dort Anwendung finden, wo es sich um Christen handelt, die die Grundwahrheiten ihres Glaubens kennen und danach leben. Sie kann aber dort nicht verwendet werden, wo es sich um Menschen handelt, die an der Schwelle der Kirche stehen und durch diese „Paraliturgie“ erst hereingeholt werden müssen.

Diese Vermittlungsrolle der Liturgie kann nur dann erfüllt werden, wenn sie zunächst Ausdruck des eigenen Lebens ist und mit fortschreitendem Wachstum im Glauben schließlich ein echter Ausdruck der Überzeugung wird. Sie müßte also je nach dem Entwicklungsstand der Gemeinde verschieden sein.

Die Schwierigkeiten, die sich dabei auftun, sind keineswegs zu unterschätzen. Daher ist es auch begreiflich, daß die Kirche keine Blankovollmacht geben kann. Auf diesem Gebiet genügt, wie Kanonikus Boulard sagte, nicht die Bemühung eines einzelnen, sondern es ist eine Gruppenarbeit erforderlich, ja die Mitarbeit der ganzen Kirche, vor allem jener, die sich um dieses Problem mühen.

Wie oft soll man die Messe feiern?

Zur Frage der Privatmessen

Bei manchen katholischen Laien, die sich um die Liturgie bemühen und von der Erhabenheit des Dogmas der Gemeinschaft der Heiligen ergriffen sind, die sich eben darum auch nach einem vollkommenen liturgischen Ausdruck dieser Gemeinschaft sehnen, hat sich im Zusammenhang damit eine gewisse Abneigung gegen alles Private im Gottesdienst herausgebildet, und diese Abneigung richtet sich auch gegen die privat gefeierte Messe. Andererseits haben die Praxis der Kirche sowie verschiedene lehramtliche Äußerungen des Papstes und mancher Bischöfe vor einer irrigen Verabsolutierung des Gemeinschaftlichen und einer damit verbundenen Herabsetzung des Persönlichen im Bereiche des Gottesdienstes gewarnt. Es ist deshalb dankenswert, daß einer der führenden Theologen Grundsätze herausgearbeitet hat, deren Anwendung geeignet ist, die Auseinandersetzung sachlich zu fördern.

In einer Untersuchung über „Die vielen Messen und das eine Opfer“ (Zeitschrift für Katholische Theologie, Bd 71, Heft 3, Herbst 1949) beschäftigt sich der Innsbrucker Dogmatiker *Karl Rahner SJ* mit dem Brauch, daß auch bei Priesterzusammenkünften, in Ordenshäusern und ganz allgemein jeder Priester täglich seine eigene heilige Messe feiert, statt zu konzelebrieren oder sich am gemeinschaftlichen Meßopfer zu beteiligen. Rahner fragt nach dem „durchschnittlichen Normbewußtsein“, das diesem Brauch zugrunde liegt. Es könnte in dem Satz seinen Ausdruck finden: „Je öfter zelebriert wird, um so besser.“ Man vermag diesen Satz nicht einfach mit dem Argument zu entkräften, der Gemeinschaftscharakter des Meßopfers müsse auch äußerlich durch die Teilnahme aller anwesenden Priester in Erscheinung treten. Daß nämlich jede Messe, auch die privat gefeierte, ihrem Wesen nach ein Akt der Gemeinschaft ist, braucht nicht mehr erörtert zu werden. Ob dieser Gemeinschaftscharakter aber durch den Verzicht auf die Privatmesse sichtbar gemacht werden müsse und ob dies wichtiger sei als die Feier einer Privatmesse, das gerade steht in Frage.

„Jede Messe mehrt die Ehre Gottes“?

Nach umfangreichen Vorüberlegungen zur Dogmatik des Meßopfers untersucht der Verfasser die Gründe, auf denen die Bevorzugung der Privatmesse beruht. Ein erster dieser Gründe lautet: „Jede Messe mehrt die Ehre Gottes“. Inwiefern? Mehrt es die Ehre Gottes, daß das Kreuzesopfer Christi einmal mehr vergegenwärtigt wird? Die bloße Vergegenwärtigung des in seiner Wirksamkeit andauernden Kreuzesopfers, sagt Rahner, fügt dem Kreuzesopfer selbst nichts hinzu. Sie vermehrt also auch nicht Gottes Ehre über das Maß hinaus, das ihr von Christus am Kreuz schon gegeben wurde.

Man könnte allerdings daran denken, daß Christus als Opfernder in der Messe durch einen neuen Akt der Hingabe, einen von der Hingabe am Kreuz verschiedenen Akt, Gott eine neue Ehrung erwiese. Diese Ansicht ist aber „falsch oder mindestens unbeweisbar“, was die dogmatischen Vorüberlegungen über das Verhältnis von Kreuzesopfer und Meßopfer eingehend begründen. „Dem latreutischen und satisfaktorischen Wert des Kreuzesopfers kann nichts hinzugefügt werden“. Das Meßopfer ist vom Kreuzesopfer nur „in genere signi“, d. h. „auf der